

Geneviève Crispin [Fortsetzung]

Autor(en): **Erismann, A.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **34 (1944)**

Heft 10

PDF erstellt am: **20.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-636441>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

GENEVIÈVE CRISPIN

Autorisierte Übersetzung aus dem Französischen

von A. Erismann

2. FORTSETZUNG

Sie zeigte auf die Gesichter, die teils ernst und gemessen, teils zart und lächelnd unbeweglich aus ihren goldenen Rahmen sahen. Ein ganzes Geschlecht, das nun aus seiner Heimat flüchten musste.

„Das da verkaufen Sie wohl auch nicht?“ Frau Guillaumet war bezaubert von dem Bild eines Ahnherrn in der Uniform des Krimkrieges, das von einem grossen Künstler gemalt worden war.

„Was für ein schöner Mann!“

„Wir trennen uns nicht von diesen Bildern.“

„Schade.“

Sie gingen die Treppe hinauf, die unter dem schweren Gewicht der fremden Frau ächzte. Nun wurden die Zimmer der ersten Etage gemustert. Die Schwiegertochter sprach kein Wort, sie presste nur verächtlich die Lippen zusammen. Es schien ihr alles zu missfallen. Frau Guillaumet erklärte Geneviève ihre Pläne.

„Ich werde in der Küche einen elektrischen Herd setzen lassen, das ist viel praktischer. Wenn ich ein Ehepaar finde, kann der Mann den Garten und die Frau den Haushalt besorgen. Diesen Schrank behalten Sie wohl nicht? Was muss man da alles hineinbringen können!“

Geneviève öffnete den Schrank nicht einmal. Während wieviel Jahren hatte er all ihre Herrlichkeiten beherbergt. Erst kürzlich hatte sie die Spielsachen alle verpackt. Früher hatte der Schrank vollgehangen mit Uniformen und Jagdausrüstungen, und den Kindern hatte er als Versteck gedient. Er war von so enormen Dimensionen, dass man ihn kaum anderswo aufstellen konnte. Es war sinnlos, das Möbel behalten zu wollen. Aber Geneviève zog den Schlüssel aus und steckte ihn in die Tasche. „Ich brauche ihn.“

Die Schwiegertochter presste zwischen ihren schmalen Lippen hervor: „Wieviel Möbel sind eigentlich in dem ausgemachten Preis inbegriffen?“

„Ja ... es kommt darauf an ...“. Sie hätte am liebsten alles behalten, was der Notar und Denise auf die Liste gesetzt hatten.

„Das wird meine Schwiegermutter teuer zu stehen kommen, wenn Sie dreiviertel der Möbel behalten wollen.“

„Ich werde einen Abzug machen.“

„Das Gebäude ist ein Trümmerhaufen. Welche Unkosten wird das geben. Es wäre viel gescheiter gewesen, etwas Neues zu bauen.“

„Oh, beim Bauen weiss man auch nie, wie hoch sich die Kosten aufhäufen. Man weiss ja, wie die Unternehmer sind. Etwas Schönes kann immer wieder renoviert werden, und das hier war einmal sehr schön. Ich liebe schöne Dinge.“

Frau Guillaumet hatte zu ihrer Schwiegertochter gesprochen. Aber diese beharrte darauf, dass man die zurückbehaltenen Möbel von der Kaufsumme abziehe. „Wir haben beide schon unsere Möbel, du und ich, wir brauchen diese da eigentlich gar nicht.“

„Ich werde einen Abzug machen“, wiederholte Geneviève.

Sie führte die Damen von einem Raum in den andern. Oh, sie hätte alle die alten vertrauten Sachen verstecken

mögen vor den indiskreten Blicken der Fremden. Gewiss, der Erlös der Möbel, zu der Kaufsumme gerechnet, würde es möglich machen, die Hypotheken, die noch auf dem Haus lasteten, abzulösen. Eine kleine Summe würde für jede der Schwestern bleiben. Wenn Geneviève die ihr lieben Stücke des Hausrats behalten wollte, musste sie auf diese Summe verzichten. Denise war anders. Sie fand, man sei nur Sklave der Möbel, sie würde ihr sicherlich abgeraten haben. Aber Denise war nicht da, und an ihrem Erbteil würde ja nichts abgehen.

Man ging weiter. Das Gesicht der Schwiegertochter drückte immer deutlicher Missfallen aus, wenn Geneviève ein Stück beanspruchte. Alles schien ihr heute begehrenswert, auch Stücke, denen sie früher keine Beachtung geschenkt hatte. Es gab eine Ablenkung, als der bestellte Tapezierer erschien. Er unterhandelte mit Frau Guillaumet, während die Jüngere Masse nahm für ihre Zimmer.

Geneviève notierte, was sie alles behalten und zu ihrem Cousin nach Nantes schicken wollte zur Aufbewahrung. Nach dem Essen erwartete sie den Möbelwagen. Sie atmete auf, als die beiden Frauen gegangen waren. Sie durchlief noch einmal alle Räume, nahm da und dort noch ein Bild von der Wand, strich zärtlich über eine Porzellanfigur und unterdrückte nur mühsam die Tränen.

An einer Ecke des Küchentisches nahm Geneviève ihr bisches Essen ein. Der Ofen rauchte, ihre Augen brannten. Sie öffnete das Fenster und begab sich dann auf den Estrich. Noch einmal hielt sie Nachschau, ob sie wirklich alles in die Kisten verstaut hatte, was sie mitnehmen wollte. Kälte und Feuchtigkeit drangen durch ein zerbrochenes Fenster herein. Hier oben häuften sich Gegenstände aus allen Zeitaltern. Die Erbschaft von Tante Sophie, von Onkel Endore, von Tante Adeline, von Cousin Maximilian und seiner Schwester Josephine, von Grossmutter und Grossvater La Puisaye, von Paten und Gott weiss wem noch.

Alles das, mit den schönen Möbeln der Eltern und all den Dingen, die aus Schränken und Schubladen genommen worden waren, enthielten hundert Erinnerungen aus allen Generationen La Puisaye. Wie weh tat das alles! Geneviève wollte die Sachen nicht verkaufen, sie schenkte alles einem Waisenhaus, dessen Oberin sie kannte. Die sollte dann selbst sehen, was sie behalten wollte und was für sie wertlos war.

Jetzt läutete die Hausglocke, der Möbelwagen war da. Sie liess zuerst die Kisten mit all den Andenken aufladen, dann die wertvollen Möbel, von denen sie sich nicht trennen wollte. Die feuchte Novemberluft drang durch die offene Haustüre herein. Mit verkrampften Händen stand Geneviève und sah den Männern zu.

Die kleine Kommode im grauen Zimmer fiel ihr ein. Sollte sie die im Stich lassen? Sie hatte die Briefe von Bruno darin aufbewahrt, sie hatte sich nie entschliessen können, sie zu verbrennen. Jetzt lagen sie auf dem Boden eines Koffers, einst würden sie wieder zum Leben erwachen, in Nantes! An dem kleinen Büro hatte sie ihre Antworten

Wenn Beck, dann Casino!

geschrieben, damals, in der Zeit des Charlestons und der kurzen Haare. Immer hatten sie sich etwas mitzuteilen gehabt, trotzdem sie sich fast täglich sahen. Und wie lange hatte sie täglich davor gesessen, wartend auf Nachrichten, die niemals kamen. Sie war so müde. Sie stand im Vestibül an die Mauer gelehnt. Die Männer stiessen mit den Möbeln an die Wände, der Lärm betäubte sie fast.

„Ist das alles, Fräulein? Der Wagen und der kleine Camion sind voll. Also auf die Güterexpedition, nicht wahr?“

Ihre Stimme klang heiser: „Ja, es ist alles.“

Sterbenstraurig war ihr zumute. Oede und monoton lag die Zukunft vor ihr. Wie furchtbar schwer war das Losreissen.

Sie ging auf die Strasse. Es war dunkel geworden, und im Dorfe blinkten schon die Lichter. Bevor sie das schwere Gitter zuzog, warf sie noch einen Blick auf die abfahrenden Wagen. Sie sah sie im Nebel verschwinden, so verschwand auch die Jugend, die Vergangenheit.

4. Kapitel.

Geneviève war eben angekommen. Sie stand verloren mitten im Kinderzimmer. Den Mantel und den verblichenen Filzhut, der ihre feinen, aber verhärmten Züge verdeckte, hatte sie noch nicht abgelegt. Den Koffer hatte sie in das ihr bestimmte Zimmer gebracht. Dieses hatte mehr das Aussehen einer Kabine, ihr zum Aufenthalt bestimmt während ihrer Anwesenheit in der Familie Belley.

Sie wartete auf die Kinder. Madame Belley wünschte, dass sie sofort mit ihnen ausgehe. „Sie können Ihre Sachen nachher auspacken. Ich kann mich nicht um die Kinder kümmern, ich gehe mit meiner Tochter aus.“

Madame Belley war gemalt, gepudert und elegant angezogen. Ihre Stimme gemahnte an eine Tragödin. Sie hatte über ihre Kleider den Mandarinenüberwurf angezogen. Das Zimmermädchen zog den Kindern ihre Mäntel an. Es hatte für das neue Fräulein nur einen gleichgültigen Gruss. Die Kinder gingen bei dem feuchten Wetter nur widerwillig spazieren. Deshalb gefiel ihnen auch das Fräulein nicht, das sie zu diesem Spaziergang begleiten sollte. Der Junge schlängelte sich zum Fenster und riss den Vorhang zurück.

Wäre Madame Belley nicht im Zimmer gewesen, so hätte Geneviève ihn wohl zur Ordnung gewiesen.

„Da kommt Martine, sie steigt eben aus dem Wagen.“

„Ah, da ist ja meine Tochter.“

„Und Toto ist auch dabei. Er hat ein Tuch um den Hals. Er hat wahrscheinlich den Schnupfen.“

Josette hatte den andern Vorhang hochgehoben, sie stand auf den Fussspitzen. „Ich sehe sie nicht.“

„Sie sind jetzt ins Haus getreten.“

Geneviève vermutete in Toto einen kleinen Cousin, den sie am Ende auch noch mitnehmen musste.

„Ich kann meine Schuhe nicht allein anziehen“. Geneviève bückte sich und half der Kleinen, die in ihrem Mäntelchen wie in einem Panzer steckte.

„Kommt Toto mit uns?“ fragte der kleine Noel seine Grossmutter, die eben Geneviève auseinandersetzte, welchen Weg sie mit den Kindern einschlagen sollte. „Sie kennen das Quartier nicht?“

„Sehr wenig.“

„Ah, da ist Martine“. Die Tochter glich der Mutter in keiner Weise. Sie war klein und niedlich wie ein Porzellanfigürchen, aber in Kleidung, Frisur und Bemalung das getreue Ebenbild von Madame Belley.

„Liebste, hast du eine Stunde für dich?“

„Ja, meine Liebe.“

Martines Stimme hatte auch einen theatralischen Klang. Sie schob ihren kleinen Neffen von sich. Dann begrüßte sie das neue Fräulein. Die Mutter hatte vorgestellt: „Fräulein Crispin, welche Miss Gladys ersetzen wird.“

„Ja, ich bin im Bilde. Ich freue mich, Fräulein.“ Martine und Geneviève reichten sich die Hand. Die junge Frau hatte ein liebenswürdiges Lächeln, sie mochte einfache, nicht zu hübsche Erzieherinnen gern. Sie war nicht ganz unschuldig an der plötzlichen Entlassung der koketten Miss Gladys. Geneviève hätte Martine eher für ein junges Mädchen gehalten, das seine Studien eben beendet hat. Dass sie verheiratet war, setzte sie in Erstaunen. Sie wollte ihrerseits etwas Liebenswürdiges sagen und dachte dabei an Toto.

„Sie haben ein Bébé, Madame?“

(Fortsetzung folgt)

Berner Woche ALMANACH



Finnlands letzte Stunde?

Vor vier Jahren bin ich in Bern mit finnischen Frontkämpfern zusammengekommen, die in mir einen tiefen Eindruck hinterlassen hatten. Diese Frontkämpfer hatten damals, als die ersten Feindseligkeiten zuschulden Russlands ausbrachen, in den vordersten Linien gestanden und dem Krieg in das ungeschminkte Gesicht gesehen, ihm getrotzt und ihn auch besiegt. Es war aber kein Sieg mit grosser Beute, sondern ein moralischer Erfolg. Und besonders die Aussagen eines finnischen Offiziers, der diesen moralischen Sieg bekräftigte, hat mir dann plötzlich starke Zweifel gebracht, um so mehr noch, als die Tagespresse diesen Aussagen überhaupt keine Beachtung schenkte. Jetzt, da vielleicht Finnlands schwierigste Stunde naht und Russland vor den Toren Europas steht, erinnere ich mich wieder genau an diesen klugen Finnen, der damals nur ungern die

Schweiz wieder verliess. In einem gebrochenen Deutsch erzählte er mir über folgende Beobachtungen aus dem ersten finnisch-russischen Krieg:

«Mit eigentlich noch sehr wenig Erfahrung bin ich als Offizier der Infanterie in Nordfinnland stationiert gewesen, wo mir zum grössten Teil freiwillige, junge Leute im Alter von 18 bis 20 Jahren zugeteilt und als Sturmtrupp gegen die Russen eingesetzt wurden. Wir standen ja dem Feinde mehrere Male im harten Kampfe gegenüber, damals, als wir ganze Divisionen zurückschlugen. Aber es war einfach eine eigentümliche Strategie, diese Russenangriffe, und irgend etwas konnte hier nicht stimmen. Was mir erst noch auffiel, das war die schlechte, geradezu mangelhafte Bekleidung der Russen. Trotz der bissigen Kälte, die die Operationen sehr stark behinderte, waren die Russen zum grossen Teil nur mit leichten Mänteln gekleidet und trugen Marschschuhe, die den Anforderungen eines solchen Winterfeldzuges in keiner Hinsicht genügten. Ebenfalls im Umgang mit russischen Gefangenen, die überhaupt nur in äussersten Fällen ihre Verschlussheit aufzugeben wagten,

dafür aber äusserst scharf zu beobachten pflegten, grübelten wir heraus, dass viele nicht einmal ihren Einheitskommandanten kannten, weder Schreiben noch Lesen konnten, also in unserem Sinne sich völlig dumm stellten. Von den Waffen, die diese «Elitetruppen» auf sich trugen, wurden wir enttäuscht wie überrascht, so dass auch hier eine zweideutige Sprache zum Ausdruck kam. Von den primitivsten Gewehren bis zu den modernsten, grossen Tanks ertappten wir alles mögliche, so dass man sich wirklich fragen musste, was soll dieses «Spiel» mit Russlands noch ganz unbekannter Armee? Aber ich und viele meiner Kameraden wissen, dass eines Tages andere Soldaten von der Roten Armee einen Marsch antreten werden, der auch Finnlands Schicksal besiegelt. Den führenden Männern Russlands ist mit ihrem Kriege gegen uns das grösste Täuschungsmanöver geglückt, das die ganze Welt nicht verstand.»

*
Ein weiteres Kommentar hierzu ist überflüssig. Diese Worte sprach der finnische Beamte und Offizier C. Hagström, der später an der Front verletzt wurde.